

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 7

Artikel: Der Unsterbliche
Autor: Aegler, H.P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Unsterbliche

Von H. P. Aegler

Sie sind alle auf ein Grundthema gestimmt: sie zeigen, was geschieht, wenn die Unschuldigen, naiv Vertrauenden auf die Erfahrenen und Berechnenden treffen. Am besten vermittelt vielleicht der Anfang der Geschichte «Ein letztes Treffen mit dem Feind» einen Eindruck von Flannery O'Connors sarkastischer Art, das Tragische so darzustellen, dass es uns doch ein Lächeln abgewinnt:

«General Sash war hundertvier Jahre alt. Er lebte bei seiner Enkelin, Sally Poher Sahs, die zweiundsechzig war und jeden Abend auf den Knien betete, er möge es doch noch erleben, wenn sie von der Hochschule abging. Der General gab keinen Pfliff für eine Abschlussfeier, doch zweifelte er keinen Augenblick daran, dass er es noch erleben würde.»

Lockt es Sie nach dieser kleinen Kostprobe nicht, das Bändchen in die Ferien mitzunehmen?

Mit dem Auftrag, ein paar Ferienbücher zusammenzustellen, gab man mir auch die sehr direkte Anweisung, «ums Himmels Willen» nicht wie ein Bücherkatalog zu schreiben und unter Umständen auch ältere Bücher in die Liste aufzunehmen, wenn sie nicht allzu bekannt seien. Und das sind die Werke des Dänen Hermann Bang, der zu meinen Lieblingsdichtern gehört, sicher nicht. Leider gibt es nur noch sehr wenige Übersetzungen ins Deutsche. Eine davon ist der Roman

Das weisse Haus, das graue Haus

erschienen im Manesse-Verlag.

Hermann Bang ist 1857 in Adserballe auf der Halbinsel Alsen als Sohn eines Pfarrers zur Welt gekommen. Das Pfarrhaus ist das Paradies seiner Jugend, das er später als «Weisses Haus» geschildert hat. «Tell me the tales / that to me were so dear / long, long ago / long, long ago», das ist die Strophe, die er diesem Roman vorangestellt hat; refrainartig klingt sie immer wieder auf und gibt die leichte Melancholie wieder, die als Grundton durch das ganze Buch schwingt.

Immmer, wenn ich in einem Museum vor dem Gipsmodell oder Skelett eines Sauriers oder Mammuts stehe, denke ich bedauernd: «Schade, daß diese Tiere ausgestorben sind! Was gäbe ich nicht darum, so ein Riesentier einmal lebendig zu sehen.»

Aber vielleicht liegt eine weise Lehre darin, daß die winzig kleinen Bazillen alle ihre milliardenfach größeren Naturkollegen überlebt haben. Und nicht nur riesige Tiere, auch riesige Völker sind ausgestorben. Wohin sind die Babylonier gekommen? Wohin die Inkas?

Ich weiß es nicht. Etwas aber weiß ich ganz bestimmt: Mögen auch ganze Völkerstämme und Tiergattungen aussterben, einzelne Menschentypen – und besonders die Unangenehmen – sind unsterblich. Der Geizhals, der Scheinheilige, der Feigling, der Tagedieb und wie diese lieblichen Auswüchse am Baume der Menschheit alle heißen mögen. Es hat sie immer gegeben und wird sie immer geben. Man kann ihr Dasein durch Jahrhunderte, ja, Jahrtausende verfolgen.

Da ist zum Beispiel «Herr Ganznett». Ich greife diesen Typ heraus, weil er mir ganz besonders gegen den Strich geht. Gäbe es eine Familienchronik von Herrn «Ganznett», so würden wir höchstwahrscheinlich darin lesen können: Ganznett zeugte drei Söhne: den Blasiert, den Übersättigt und den Kaltschnauz. Blasiert zeugte den Teilnahmslos, den Abgestumpft, den Strohdresch. Teilnahmslos zeugte

Klaus Mann schrieb: «Vielleicht gab es nur noch einen zweiten Proaisten (neben Rilke), der mir ebensoviel bedeutete, den ich mit derselben Hingabe liebte und bewunderte: Hermann Bang. Ich liebte seine Technik, die raffinierte Diskretion eines Impressionismus, dessen Wirkungen an Monet und Debussy gemahnen. Das eigentliche Drama spielt sich bei Bang stets zwischen den Zeilen ab, kaum ausgesprochen, nur angedeutet im nervösen Staccato der Dialoge... Meine Wehmut steigerte sich, wenn ich be-

den Snob, die Lederseele, den Oberflächlich.

So ließe sich dieser Stammbaum bis ins Unendliche fortsetzen.

Zum erstenmal finden wir den Stammvater derer von «Ganznett» beim Turmbau zu Babel. Schon ragte der Turm bis an die Wolken und bewies, daß es auch schon vor Erfindung der Technischen Hochschulen ganz tüchtige Bauleute gegeben hatte. Herrlich war der Bau anzusehen. Einer der Bauleute, mit dem Namen Arpharchsad, wandte sich an Herrn «Ganznett», der im übrigen keine Hand gerührt hatte, sondern bloß kritisierend vor dem Turm auf- und abspazierte, und fragte stolz: «Ist der Turm nicht wunderbar? Sind seine Höhe, seine Stärke nicht einfach überwältigend?»

«Ganz nett!» meinte der Gefragte. «Wirklich, ich muß sagen, ganz nett!»

«Wie?» staunte Arpharchsad, «erschüttert der Anblick nicht deine Seele?»

Herr «Ganznett» rümpft die Nase. «Ich sagte doch schon: Ganz nett! Wenn man überhaupt schon für Türme etwas übrig hat, so muß ich zugeben, in der Tat ganz nett!»

In diesem Augenblick löste sich ein Steinblock aus dem dreißigsten Stockwerk und donnerte zu Boden. Leider wurde Herr «Ganznett» nicht getroffen – aber das war schon damals unmöglich, denn er ist ja unsterblich! Siegfrieds Panzer aus Drachenblut hatte jene verwundbare Stelle, auf die unglückseligerweise das Lindenblatt gefallen war. Das Brett aber, das Herr

dachte, wie der Dichter Bang gestorben ist: allein, unbehaust, wie einer der Artisten und Virtuosen, die er so gerne beschrieb. Sein Leben endete in einem amerikanischen Pullmanwagen, irgendwo im wilden fernen Westen, in einem Land namens Utah, nicht weit von einer Stadt namens Ogden.»

Wenn Ihnen «Das weisse Haus, das graue Haus» gefällt, dann ergeht es Ihnen vielleicht wie mir: es ist eines der wenigen Bücher, die ich immer und immer wieder lese.

«Ganznett» vor dem Kopfe hat, ist lückenlos!

Und es begab sich im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt, daß ein Weiser auf dem Marktplatz seine Schüler belehrte. Andächtig umdrängten sie den würdigen Pythagoras, der ihnen soeben seinen in tiefer Gedankenarbeit gefundenen Lehrsatz deutete. Ein Schweigen der Ehrfurcht folgte seinen Worten, bis plötzlich eine Stimme schnarrte: «Ganz nett! Also, wie du das herausgebracht hast, verehrter Pythagoras, wirklich ganz nett!»

Die Geschichte vermeldet, Pythagoras habe, als er seinen Lehrsatz fand, aus Freude und Dank den Göttern hundert Ochsen geopfert. – Herr «Ganznett» war nicht darunter, denn er ist unsterblich!

Und es begab sich im sechzehnten Jahrhundert in Rom, daß beim Ausgraben für ein Fundament eine überaus schöne Statue gefunden wurde. Heute steht sie im Museum zu Florenz und heißt die «Venus von Medici». Da-

mals hatte sie noch keinen Namen, man wußte auch noch nicht, wen das göttliche Bildwerk darstellte. Aber die Statue war so schön, daß sogar die Erdarbeiter die Spaten senken ließen. Sprachlos und bewundernd huldigten sie der Schönheit.

«Nun?» ließ sich eine Stimme vernehmen. «Etwas gefunden?»

Und als eine schwielige Arbeiterhand auf den Fund wies, kam es begeisterungslos heraus: «Nun, ganz nett! Wenn man bedenkt, daß das Ding vermutlich Jahrhunderte alt ist, muß man uneingeschränkt zugeben: Ganz nett!»

Die Erdarbeiter haben damals mit ihren Pickeln und Spaten noch manche Scholle gespalten – den Schädel des Herrn «Ganznett» spaltete allerdings keiner, denn er ist ja unsterblich!

Und es begab sich im Jahre 1611. Da stand in Prag ein Mann und ließ eine kleine Schar von Freunden durch einen von ihm erfundenen Apparat in den Sternenhimmel blicken. Johannes Kepler führte sein Fernrohr vor. Der Schlüssel zu den Geheimnissen des Weltalls schien gefunden zu sein. Mit stummen Händedruck dankten die beglückten Gäste dem Genie, das dieses Wunderwerk geschaffen hatte.

Nur einer der Anwesenden klopfte mit dem Zeigefinger auf das Fernrohr, als wollte er die Echtheit des Materials prüfen, und näselte dabei: «Ganz nett! Also, wie der Mond durch das Ding da aussieht, wirklich ganz nett! Der Mond steht zwar auch ohne das Ding am Himmel, aber trotzdem ist die Sache ganz nett!»

Planeten sind geborsten, Weltkörper haben sich aufgelöst, Herr «Ganznett» aber ist nicht explodiert, denn er ist unsterblich!

Und es begab sich im Jahre 1824, daß in Wien in einem Konzertsaal ein tauber Musiker und Komponist dirigierte. Ach, er hörte den Beifall nicht, der seiner neunten Symphonie folgte. Erst als er sich umwandte, sah er das Händeklatschen und Tücherschwenken. Tränen rollten über sein Gesicht. Tränen rollten auch über so manchen

Hörers Wangen, und ich glaube, selbst die Engel im Himmel weinten in dieser Stunde.

In einer Loge des Konzertsaals aber saß ein Herr, nach der neuesten Mode gekleidet, und wandte sich an ein neben ihm sitzendes, gepudertes Dämchen: «Ganz nett! – Ein bißchen lang, den Chor hätte er ruhig weglassen können – aber sonst: Wirklich ganz nett! Na, ich denke, wir gehen, meine Liebe, ehe das Essen kalt ist und der Champagner warm!»

Beethoven ist drei Jahre später gestorben, arm und krank. Herr «Ganznett» aber lebt noch, gesünder denn je, denn er ist unsterblich!

Er war dabei, als Cheospyramide vollendet wurde, als Raphael die Sixtinische Madonna malte, als die erste Eisenbahn fuhr und der erste Zeppelin durch die Luft schwebte. Ueberall ist er dabei. Du kannst ihn überall treffen, wo Großes, Schönes und Unsterbliches geboren wird, und überall hörst du sein blasiertes, begeisterungsstötendes: «Ganz nett!»

Ich wünsche niemandem etwas Schlechtes, aber wenn ich eines Tages in der Zeitung lesen sollte: «Dem für unsterblich gehaltenen Herrn Ganznett ist gestern seine Lieblingsphrase im Halse steckengeblieben, und er ist jämmerlich daran erstickt. Friede seiner Asche!», würde ich als einziges Wort des Beileids lispeln: «Ganz nett – wirklich, ganz nett!»

4 Photos
von Jack Metzger, Zürich

Junge unter unserer «repressiven Toleranz»

Vorderseite oben: Emanzipiert, oder vier aus der bunten Mehrheit, die mehr auf der Suche ist, als sie in der Haltung zugeben will.

Unten links: Ueberdruss und «Plausch». Rechts: Was wissen wir von ihr?

Hintere Seite: Diszipliniertes menschliches Pop-Stilleben, oder versteckte Schönheit durchbricht den Rahmen.

Lektüre für die Ferienzeit

Anna Felder, Quasi Heimweh. Romanze junger Fremder und ihrer neuen Welt in diesem Land. Der aktuelle Schweizer Roman. Ln Fr. 16.80, Pp Fr. 10.80

Hans-Rudolf Lehmann, Ausbruch. Ein junger Schriftsteller, der nicht mehr bloss die Leere in unserer Zeit zeigt, sondern auch den Versuch, sie zu überwinden. Ln Fr. 16.80

Samuel Arnold, Provozierte Schweiz. Ein provozierendes Buch. Eingeleitet von Daniel Roth. Fr. 8.80

Rodana Verlag Zürich. Erhältlich durch den Schweizer Spiegel Verlag, Zürich